DieLesepredigt

1. SONNTAG IM ADVENT
29.11.2026

TEXT: SACH 9,9–10

I.

Der Sitzungssaal roch nach abgestandenem Kaffee und erschöpfter Vernunft. Dritte Stunde, Tagesordnungspunkt sieben: Haushaltsplan 2027. Auf der Leinwand erschienen Balkendiagramme wie kleine Urteile über das, was in dieser Gemeinde noch möglich war. »Wir müssen realistisch bleiben«, sagte der Vorsitzende. Seine Stimme klang, als habe sie diesen Satz schon zu oft getragen: »Die Einnahmen sinken. Die Zuweisungen wurden weiter gekürzt. Wir müssen sparen!« Ein Nicken wanderte durch die Runde – das ritualisierte Einverständnis derer, die wissen, dass Hoffnung kein Posten im Haushalt ist.

Lena spürte, wie die Zahlen sie müde machten: Spalten voller Minuszeichen, Projekte mit roten Anmerkungen daneben. »Nicht finanzierbar. Zurückstellen. Verschieben.« So klang Verwaltung, wenn sie gezwungen war, sparsam zu träumen.

Ihre Gedanken schweiften ein wenig ab, und ihr Blick fiel nach draußen. Dort regnete es, und irgendjemand hatte vergessen, die Fahne vor dem Rathaus einzuholen. Nass hing sie herab, bleischwer.

Dann kam der Park zur Sprache, das kleine Stück Grün am Flussufer. Das Gelände sei zu wertvoll geworden, hieß es. Ein Investor könne dort Wohnungen bauen. »Das wäre wenigstens etwas, das Einnahmen bringt«, meinte jemand.

Lena sah hinaus in den Regen, der gegen die Fensterscheiben hinablief. Dort draußen stand eine alte Linde. Sie dachte an den Jungen mit der Geige, an den alten Mann, der ihn geduldig angeleitet hatte. In ihrer Erinnerung klang das Nachmittagslicht von damals wie eine leise Melodie: Unvollkommen und dennoch zärtlich. Für einen Moment hatte sie geglaubt, man könne Frieden lernen, Ton für Ton.

2026/2027 – 3. REIHE

Schließlich ergriff sie das Wort. Ihre Stimme war ruhig, und gleichzeitig brüchig: »Ich weiß, dass uns das Geld fehlt. Ich unterschreibe hier seit Jahren Rechnungen. Aber können wir nicht wenigstens fragen, was uns teuer sein sollte – nicht nur, was etwas kostet? Könnten wir also nicht den Park behalten, wenigstens einen Teil?«

Ein leises Räuspern, dann Schweigen. Der Bürgermeister fuhr sich über die Stirn: »Solche Fragen helfen uns hier nicht weiter, Lena. Wir brauchen Geld. Der Park bringt kein Geld.«

II.

Nach der Sitzung blieb sie noch kurz im Flur stehen. Auf dem Tisch neben der Garderobe lag ein Aktenstapel, sauber sortiert und in graue Hefter gebunden. Sachlich, endgültig, unbestechlich.

Als sie sich auf dem Heimweg machte, hatte der Regen nachgelassen. Nun war es still; nur das Tropfen der Regenrinnen und das ferne Rauschen der Bundesstraße drangen an ihr Ohr. Sie zog ihre Jacke enger und ging schweigend die Hauptstraße hinunter. In ihrem Kopf liefen die Stimmen der Sitzung noch einmal ab: Realismus. Haushaltsdisziplin. Sparvorgaben. Worte mit Ecken und Kanten, an denen jeder Gedanke hängen blieb. Vielleicht haben sie ja alle recht, dachte sie. Vielleicht ist es ja verantwortungsvoll, so zu reden. Vielleicht ist Hoffnung wirklich ein Luxus, den wir uns nicht leisten können, weil das Geld fehlt. An einer Straßenecke blieb sie stehen. Neben ihr wechselte die Ampel von rot auf grün. Dann ging sie weiter.

Etwas wehrte sich in ihr gegen diese Vernunft. Sie dachte daran, warum sie eigentlich in die Kommunalpolitik gegangen war. Nicht wegen irgendeines Titels, Gelder oder gar eines großen Plans. Sondern wegen einer Idee, dass es auch anders gehen könnte. Ein bisschen gerechter. Ein bisschen wärmer im Umgang. Ein bisschen naiv vielleicht. Ein Wort, dass sie inzwischen oft hörte, wenn sie etwas sagte, was nicht in die Haushaltstabellen passte.

Ja, vielleicht war sie naiv, doch sie hatte eine Idee. Eine Vision. Eine Hoffnung. Etwas das nicht in die Tabellen, Diagramme und Übersichten passt, schon gar nicht bei dem großen Defizit, das die auffangen müssen. Doch wenn Hoffnung nur dort Platz hätte, wo Überschuss ist, was bliebe dann für all diejenigen, die nichts mehr haben als ihre Sehnsucht?

Sie dachte an die Gesichter im Rat, an das erschöpfte Nicken, mit dem sie alle die hoffnungslosen Kompromisse abnickten. Vielleicht, so überlegte sie, ist das eigentliche Problem nicht das Geld, sondern die Überzeugung, dass Geld allein den Wert der Dinge bemisst.

»Hoffnung«, murmelte sie leise vor sich hin: »Hoffnung ist keine Rechenoperation.« Sie blieb stehen und spürte, wie der Satz in ihr nachklang, als müsste sie ihn erst für sich verstehen. »Ich kann sie nicht bilanzieren. Sie steht auf keiner Haushaltsseite. Sie rechnet nicht mit Gewinn. Sie ist … ein Handeln gegen den Trend, ein Weitergehen, ein Tragen und Halten ohne Fundament und Statik.«

Im Licht einer Laterne glitzerte Wasser auf dem Asphalt. Ihr war, als sehe sie das Gesicht des Jungen, mit der Geige darin – konzentriert, unsicher, unbeirrt. Und so verstand sie für sich plötzlich: Hoffnung ist kein Ergebnis, sondern eine Haltung. Eine Richtung, die sie einnimmt, auch wenn der Wind dagegensteht.

III.

In den nächsten Wochen änderte sich wenig. Die Kassen blieben leer, die Diskussionen pragmatisch, doch im Flur sprach eine Kollegin sie an: »Könnten wir uns einmal zusammensetzen? Vielleicht gibt es ja Fördermittel für das Freiraumprojekt im Park« – kein Plan, kein Sieg, nur ein vorsichtiger Satz, der nicht so fallen wollte wie alle anderen.

So begann Lena, Schritt für Schritt, nicht die Welt, sondern ihre Blickrichtung zu verteidigen. Nicht das »was wird«, sondern das »Woraufhin« wurde ihr wichtig. Hoffnung als eine Weise, die Dinge anzuschauen, selbst dann, wenn sie verliert. Eine innere Überzeugung sich für das Schöne in ihrer Gemeinde einzusetzen. Eben das, was ihr lieb und teuer ist. Ein Entschluss, der nicht vom Erfolg abhing.

An einem Freitag, spät, ging sie wieder am Park vorbei. Im Abendlicht tropften die Zweige und zwischen nassem Laub sah sie den Jungen wieder, nun älter, die Geige unter dem Arm. Sie wusste nicht, ob er noch spielte. Doch er ging denselben Weg wie sie; langsam, aufrecht, nicht eilend. Der Wind hob die schwere Fahne vor dem Rathaus ein Stück an. Noch nass, aber in Bewegung. Lena nickte leise. Nicht, weil etwas entschieden war, sondern weil sie wusste, in welche Richtung sie gehen wollte.

IV.

Der Antrag zum Park stand zwei Wochen später wieder auf der Tagesordnung. Nicht als große Vision, nicht als Rettung des Parks, sondern als Randbemerkung: »Prüfauftrag zur teilweisen Sicherung der Grünfläche am Flussufer.« Ein unscheinbarer Titel, bewusst so gewählt, damit er nicht sofort aneckte.

Lena hatte ihn gemeinsam mit der Kollegin formuliert. Sie saßen abends über den Unterlagen, tranken lauwarmen Tee und strichen Sätze, die zu viel wollten. Hoffnung, hatte Lena gelernt, musste manchmal leise sprechen, um gehört zu werden.

In der Sitzung blieb der Ton sachlich. Es ging um Förderprogramme, um Ausgleichsflächen, um Kompromisse. Niemand sprach von Linden oder Geigen. Und doch war etwas anders. Das Nicken kam, so vermutete sie, dieses Mal nicht aus Erschöpfung, sondern aus Abwägung. Ein Ratsmitglied fragte nach, ein anderes schlug vor, wenigstens den alten Baumbestand zu schützen. »Wir entscheiden hier nichts Grundsätzliches«, sagte der Bürgermeister schließlich: »aber wir schließen auch nichts aus.« Kein Sieg. Aber ein Satz mit einer offenen Tür. Lena schrieb ihn sich auf einen Zettel, den sie in ihre Tasche steckte, zwischen Schlüssel und Haushaltsnotizen.

V.

Als der Sommer kam, wurde der Park voller. Kinder spielten am Ufer, jemand hatte eine Bank repariert, ohne Antrag, ohne Beschluss. Ein älteres Paar brachte jeden Sonntag Kuchen mit und setzte sich unter die Linde. Manchmal blieb Lena stehen, manchmal ging sie weiter. Sie wusste, dass auch dieser Ort verletzlich war, jederzeit verhandelbar.

Eines Abends hörte sie Musik. Nicht laut, eher tastend. Der Junge, inzwischen fast ein junger Mann, stand wieder dort. Das Geigenspiel klang sicherer als früher, nicht perfekt. Ein paar Töne brachen ab, andere fanden ihren Weg. Lena setzte sich auf eine niedrige Mauer und hörte zu. Sie dachte an Sitzungen, an Diagramme, an das endlose Rechnen. Und daran, dass nichts davon erklären konnte, warum dieser Moment zählte.

Als die Musik verklang, nickte der Junge ihr kurz zu. Kein Dank, kein Lächeln, nur ein erkennender Gruß.

Als sie den Park verließ, stand am Rand des Weges, ein kleines, provisorisches Schild. Jemand hatte es an einen Holzpfeil gebunden. Darauf stand in krakeligen Buchstaben: »Dieser Ort gehört niemandem allein.« Lena blieb stehen. Sie wusste nicht, wer es aufgehängt hatte, und sie nahm sich vor, nicht danach zu fragen.

Auf dem Vorplatz des Rathauses wehte die Fahne wieder. Wind und Sonne hatten sie getrocknet. Sie flatterte unruhig, als wüsste sie nicht recht, wofür sie stehen sollte. Keine Hymne begleitete sie, kein Applaus. Nur das gleichmäßige Geräusch der Straße, das Kommen und Gehen der Menschen. Diese Fahne, das begriff Lena, war kein Symbol der herrschenden Macht, sondern der Verletzlichkeit – einer Macht, die dient, die standhält, die keine Waffen trägt. Und doch trägt sie ein Versprechen, das weiter reicht als Stärke und Erfolg.

Vielleicht beginnt Veränderung genau hier. Nicht durch große Beschlüsse, sondern durch kleine Entscheidungen, die Bestand haben, obwohl sie unbemerkt bleiben. Ein Park, der keinen Gewinn bringt. Eine Haltung, die keinen Sieg verlangt. Lena ging weiter. Nicht erhoben, nicht gefeiert. Aber aufrecht. Und in diesem Gehen lag mehr Kraft, als jeder Triumph bieten könnte. Denn Hoffnung, wusste sie, kommt nicht laut. Sie kommt leise. Und sie bleibt.

VI.

Wer heute über Sacharja 9,9–10 predigt, steht vor der Aufgabe, eine alte Friedensverheißung in eine Welt zu sprechen, die von Krisen, Überforderung und »Haushaltsdisziplin« geprägt ist. Die Geschichte von Lena aus der Kommunalpolitik verdeutlicht: Die Frage nach Hoffnung ist nicht nur privater Natur, sondern immer strukturell und politisch. Genau wie im nachexilischen Kontext des Propheten, in dem es um Wiederaufbau, Ordnung und Macht Fragen geht. Sie hält die Spannung der unvollendeten Verheißung aus und zeigt zugleich, wie Hoffnung als Haltung in kleiner Gestalt wachsen kann – in Wahrnehmung in Entscheidungen, in der Bereitschaft sich nicht nur von Knappheit, sondern von Gottes Friedenszusage herleiten zu lassen.

Denn Sacharja 9,9–10 spannt einen weiten Raum auf zwischen Verheißung und Wirklichkeit. Der biblische Text spricht gerecht und demütig in eine Zeit hinein, die von politischer Unsicherheit, nach Krieg

und Verwüstung geprägt ist. So soll der kommende Herrscher sein. Ein König, der Frieden überallhin bringt. Das klingt nach Trost, nach Zuversicht, nach göttlichem Eingreifen. Doch diese Worte stehen nicht in einer heilen Welt. Sie fallen hinein in das Ringen um Wiederaufbau, in müde Realpolitik, in die Ernüchterung nach großen Hoffnungen.

Dass dieser König nicht mit Streitwagen, sondern in der Geste der Friedfertigkeit und Armut, erscheint, ist kein romantisches Bild. Es ist ein Bruch mit allen damals geltenden Vorstellungen von Macht und Wirksamkeit. Der Prophet spricht von einem Kommen, das nicht in Stärke überzeugt, sondern in seinem Gegenbild: In der Zartheit, in der Demut, im Vertrauen darauf, dass Gottes Zukunft anders wächst als menschliche Erfolgsgeschichten.

Auch Lena sitzt in einem Raum, in dem über Realismus, Not, Mangel und Kürzungen gesprochen wird. Sie erlebt, wie das, was »machbar« scheint, jedes »was sein sollte« zurückdrängt. Das ihr entgegengehaltene Bild von der knappen Gemeindekasse wird zum Symbol einer Welt, in der Hoffnung nicht vorgesehen ist, weil sie sich nicht auszahlt. Und doch: Inmitten dieser erschöpften Vernunft hält Lena inne. Sie verweigert den Reflex der Resignation und fragt stattdessen nach dem, was teuer sein sollte – im Sinne von wertvoll, nicht von kostspielig.

VII.

Damit deutet Lenas Haltung das prophetische Wort des Propheten Sacharja neu aus: Hoffnungen erscheint nicht als Erfolg, sondern als Haltung. Sie wird zur Form, in der das Reich Gottes schon jetzt Gestalt gewinnt – unscheinbar, verletzlich, aber standhaft. Wenn der Predigttext vom Friedenskönig spricht, dann ist dieser König kein Erlöserautomat, der alles ordnet. Vielmehr ist da ein Hinweis darauf, dass Gott selbst sich anders zeigt, als wir es berechnen würden – nicht durch Sieg, sondern durch Nähe; nicht durch Macht, sondern durch Sanftmut. In dieser Logik steht Lena: Sie wird nicht machtlos, sondern widerständig, in dem sie sich weigert, das Maß der Welt für das Maß der Hoffnung zu halten.

Wer im Advent predigt muss nicht auflösen, was unvollendet ist. Wer predigt kann helfen, den Ort der Hoffnung zu entdecken: Dort, wo Menschen beginnen, gegen den Trend zu handeln, weil sie glauben, dass Gottes Zukunft schon unterwegs ist.

So wird die Geschichte von Lena zur kleinen, zeitgenössischen Spiegelung der großen Verheißung aus Sacharja: Siehe, dein König kommt zu dir – unerwartet, unaufdringlich, und trägt Frieden, der sich nicht nach menschlichen Maßstäben rechnet.

Amen.

WAHRNEHMUNGEN AUF DEM WEG ZUR PREDIGT | SACH 9,9–10

Der Predigttext ist eine Friedensverheißung. Er steht im zweiten Teil des Sacharja-Buches, also in einem Abschnitt, der sich sprachlich und inhaltlich deutlich von den ersten acht Kapiteln unterscheidet und die Zukunft Jerusalems, die Bedrängung durch die Völker und die Hoffnung auf Gottes endgültige Friedensordnung in den Blick nimmt. In der Forschung wird dieser Teil meist als später gewachsene Sammlung gelesen; vielfach wird ein Abschluss in die Perser- oder hellenistische Zeit eingeordnet. Entsprechend steht der Text im Horizont politischer Unsicherheit, nach Kriegserfahrung, Fremdherrschaft und enttäuschten Hoffnungen auf rasche Wiederherstellung und Erlösung.

Schon der Aufbau des Predigttextes ist für die spätere Predigt wichtig. Auf Gerichtsansagen gegen fremde Städte und Völker, die in den Versen 1–8 stehen, folgt hier ein Jubelruf an Zion. Und diese Wendung ist entscheidend: Die Friedensvision entsteht nicht abseits der Geschichte, sondern mitten im Kontrast zur krisenbestimmten Wirklichkeit. Der Jubel des Predigttextes ist darum nicht billiger Heiterkeit, sondern Widerwort gegen die Erfahrung, dass Gewalt, Macht und militärische Stärke die Welt ordnen. Gerade weil die Gegenwart von Not und Mangel geprägt ist, wird Jerusalem angeredet als Tochter Zion und Tochter Jerusalem. Damit wird die Stadt selbst zur Hörerin der Verheißung, die gleichsam als müdes und verlässliches Gemeinwesen, das neu lernen soll, von Gottes Zukunft her zu sehen und zu leben.

Im Zentrum steht die Gestalt des kommenden Königs. Er ist gerecht: Das meint nicht nur moralische Tadellosigkeit, sondern ein Herrschen in Übereinstimmung mit Gottes Willen, gemeinschaftstreu, den Schwachen zugewandt, dem Leben dienend. Zugleich ist er einer, dem Rettung

zu teil wurde, beziehungsweise der als Retter in Erscheinung tritt. Beides gehört zusammen: Dieser König lebt nicht aus imperialer Selbstmächtigkeit, sondern als Empfangender, in von Gott geschenkter Legitimation. Er ist kein Herrscher, der sich selbst trägt. Damit unterscheidet er sich grundlegend von den Machtfiguren seiner Umwelt.

Die bekannte Esel-Metapher, die auch in der Evangelien-Lesung aufgenommen wird, ist nicht bloß ein freundliches Detail. Dass der König auf einem Esel kommt und nicht auf einem Streitross, markiert einen bewussten Gegenentwurf zu den üblichen Zeichen von Herrschaft. Der Text zeichnet keinen schwachen König, sondern einen Herrscher anderen Typus. Seine Demut ist keine Bescheidenheit, sondern eine politische Gestalt des Friedens. Er verzichtet auf die Insignien militärischer Durchsetzung. So wird der Esel zum Bild einer Macht, die nicht einschüchtert, sondern schützt, nicht erobert, sondern Frieden stiftet. Auch der poetische Doppelausdruck »auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin« verstärkt als hebräische Parallelisierung dieses Bild eindrücklich.

V 10 weitet die Perspektive noch einmal. Nicht nur der König selbst ist friedlich; auch die Instrumente des Krieges werden beseitigt: Streitwagen, Rosse und der Kriegsbogen. Auffällig ist, dass Nord und Süd genannt werden. So wird das ganze Gottes-Volk in den Blick genommen. Frieden betrifft also nicht nur die Feinde, sondern zuerst die eigene politische und militärische Logik. Gottes Zukunft beginnt mit Entwaffnung. Erst dann wird er den anderen Nationen Frieden verkünden. Das ist mehr als innerisraelische Beruhigung. Die Verheißung ist universal. Die Herrschaft »von Meer zu Meer« beschreibt im altorientalischen Weltbild die Weite der ganzen Erde. Der kommende Frieden bleibt nicht lokal, sondern überschreitet alle Grenzen.

Für eine adventliche Predigt ist es wichtig, diesen alttestamentlichen Eigenklang nicht direkt christologisch zu überformen, sondern für sich stehen zu lassen. Der Text ist zuerst Israels Hoffnungszusage: Eine Verheißung an ein gefährdetes Gemeinwesen, dass sich zwischen Mangel, Bedrohung und Macht-Fragen wieder findet. Gerade darin liegt seine Nähe zur Gegenwart. Auch heute werden öffentliche Räume vielfach von Kürzungen, Sicherheitslogiken und pragmatischer Er-

schöpfung bestimmt. Sacharja widerspricht nicht der Wirklichkeit, sondern setzt ihr eine eigene Deutung entgegen: nicht das Kriegsgerät, nicht das Durchsetzungsvermögen und nicht einmal die nackte Sach-Logik von Tabellen haben das letzte Wort, sondern Gottes kommende Friedensordnung.

Darin liegt auch das Predigtziel: Die Gemeinde wird nicht auf einen schnellen Trost festgelegt. Sie darf vielmehr in eine andere Wahrnehmung eingeübt werden. Die Predigt will dabei helfen, Hoffnung, nicht als Optimismus und nicht als Erfolgserwartung zu verstehen, sondern als Haltung unter der Verheißung. Wo Menschen sich nicht allein vom Machbaren, Finanzierbaren oder Absicherbaren bestimmen lassen, sondern nach dem fragen, was vor Gott wertvoll ist, gewinnt diese Verheißung schon jetzt Gestalt. So will die Predigt die Hörenden ermutigen, den Frieden Gottes nicht erst im Großen zu erwarten, sondern ihm schon im kleinen Raum zu geben: In Entscheidungen, im Blick auf das Gemeinwesen, im Widerstand gegen die Resignation und in der Treue zu dem, was dem Leben dient. Dann wird der Predigttext im Advent zu einem leisen, aber klaren Ruf: Gottes Zukunft kommt nicht auf dem hohen Ross, sondern in einer Weise, die sanft, gerecht und standhaft ist.

LITURGISCHE VORSCHLÄGE

Tagesgebet: Gütiger Gott, Du kennst unsere erschöpfte Vernunft. Du siehst, wie wir bilanzieren und abwägen, und dabei manchmal den Mut verlieren, an das Gute zu glauben. Lehre uns, Hoffnung nicht zu verwechseln mit Gewinn, und lass uns an dem festhalten, was uns lieb und teuer ist und nicht an dem, was nur kostspielig ist. Gib uns Augen für das, was nicht messbar ist, für Menschlichkeit, für Würde, für das kleine Stück Frieden, das wachsen kann, wo wir den Platz lassen. Stärke in uns die Haltung der Hoffnung: Das Vertrauen, dass Dein Reich nicht mit Macht, kommt, sondern mit Geduld, Sanftmut und Beständigkeit. Lass uns treu bleiben in kleinen Schritten, aufrecht im Zweifel und gewiss, dass Dein Geist in allen Schwachen Zukunft

birgt. Darum bitten wir Dich durch Jesus Christus, den Friedensbringer, der auf die Welt kommt, auch zu uns.
Amen.

Fürbitten: Gott, Schöpfer und Ursprung allen Lebens, Du hast uns in eine Welt gestellt, die begrenzt ist, an Zeit, an Möglichkeiten, an Mitteln. Bewahre uns davor, nur nach Zahlen und Nutzen zu messen, und wecke in uns den Sinn für das, was Leben weitergibt: Für Bäume, die Schatten spenden, für Orte, an denen Menschen atmen können, für das Miteinander, das unsere Gemeinde trägt. Gott, Schöpfer des Lebens, wir bitten Dich: Erneuere unseren Blick für das Wertvolle.

Gott, Jesus Christus, Du wirst nicht mit dem Glanz der Macht kommen, sondern sanft, auf dem Weg der Versöhnung. Stärke alle, die in Verantwortung stehen, die sich mühen, gerecht zu entscheiden und menschlich zu bleiben. Gib ihnen Mut, der nicht laut ist, und Hoffnung, die sich nicht berechnet, damit aus kleinen Entscheidungen Zukunft wächst. Christus, Friedensfürst, wir bitten Dich: Lehre uns den Weg des Dienens.

Heiliger Geist, Gottes Atem, der uns belebt, Du bewegst selbst das, was schwer, still und stark geworden ist. Wecke in uns Fantasie, wo Verzagtheit herrscht, und halte uns offen für einander. Lass uns Vertrauen wagen, dass Dein Wirken in kleinen unscheinbaren Gesten geschieht. Heiliger Geist, wir bitten Dich: Belebe uns mit Deiner Hoffnung.
Amen.

Eingangslied: Macht hoch die Tür. 1,1–3.
Wochenlied: Nun kommt der Heiden Heiland. 4.
Oder: Wie soll ich dich empfangen. 11.
Predigtlied: Tochter Zion. 13.
Alttestamentliche Lesung: Sach 9,9–10.
Epistel-Lesung: Röm 13,8–12.
Evangelien-Lesung: Mt 21,1–11.
Liturgische Farbe: violett.

Verfasser: Pastor Maximilian Chmielewski, Am Distelborn 3, 31275 Lehrte, E-Mail: maximilian.chmielewski@evlka.de